

Gulag-Insassin Dalia Grinkevičiūtė (1927-1987) und ihr verschollenes Manuskript

Vytenė Muschick

Einleitung

Um Ihnen Dalia Grinkevičiūtė als Person und Schriftstellerin ausführlich vorzustellen, möchte ich Ihnen meinen F.A.Z.-Beitrag vom 18.03.2009 wiedergeben. Damals war ich mir nicht sicher, ob diese Erinnerungen jemals auf Deutsch als Buch erscheinen werden, und beabsichtigte, in einem Beitrag das Wichtigste aus dem Leben von Dalia Grinkevičiūtė mit ihren eigenen Worten zu erzählen, oder, genauer gesagt, dem Leser vor Augen zu führen. Denn genauso wirken ihre Texte – sie sind bildhaft, filmisch, sie führen uns das Erlebte vor Augen.

F.A.Z. vom 18.03.2009, minimal verändert

Nummer 17

Zweimal hat Dalia Grinkevičiūtė ihre Erinnerungen an die Verbannung nach Sibirien und ihr Leben im sowjetischen Litauen aufgeschrieben. 1988 konnten sie auf Litauisch erscheinen, heute zählen sie zum Kanon der Literatur ihres Landes.

Meine Tante Aldona Šulskytė hat mir einmal erzählt, wie sie gemeinsam mit ihrer Freundin Dalia Grinkevičiūtė in einem Hotel in Vilnius zufällig Jelena Bonner traf. Sie kannten sich nicht, kamen aber schnell ins Gespräch. So erfuhren sie aus erster Hand von den Schauprozessen gegen die Kreml-Ärzte im Jahr 1952. Jelena Bonner ist bekannt, sie war die Frau Andrej Sacharows. Wer aber war Dalia Grinkevičiūtė?

1988, kurz vor dem Fall der Berliner Mauer, wurde die litauische Freiheitsbewegung „Sąjūdis“ zu einem Massenphänomen. Unter den mutigen Sprechern der Bewegung war Dalia Grinkevičiūtė nicht zu sehen. Sie war Weihnachten 1987 im Alter von sechzig Jahren gestorben, wenige Monate vor der Veröffentlichung ihrer Erinnerungen in ihrer Heimat.

Wie und warum sind diese Erinnerungen überhaupt entstanden? „Vergangenheitsbewältigung“ war in Litauen bis 1990 nicht erwünscht. Bestimmte Themen waren sogar strikt verboten, allen voran die Ver-

bannung vieler Litauer während der Stalin-Zeit und die Unterdrückung im Sowjetstaat. Ihre Erinnerungen an die Deportation hatte Dalia Grinkevičiūtė in den fünfziger Jahren als junge Frau aufgezeichnet, in ein Weckglas gesteckt und vergraben. Als das Gefäß mit den Erinnerungen nicht mehr zu lokalisieren war, schrieb Dalia Grinkevičiūtė ihre Erinnerungen in den Siebzigern nochmals auf. Über Jahre trug die engste Freundin das Papierbündel am Leib. Ende der siebziger Jahre erhielt Andrej Sacharow die Erinnerungen und sorgte dafür, dass sie im russischen Samisdat-Almanach „Pamjat“ erschienen. Auf Litauisch erschienen sie 1988 in der Kulturzeitschrift „Pergalė“, später genannt „Metai“.

Am 23. August 1939 hatten Hitler und Stalin ihre Außenminister einen Nichtangriffspakt unterzeichnen lassen, 1940 wurde Litauen von der Sowjetunion annektiert. Sofort beginnen die Massendeportationen. Vater Juozas, Mathematiklehrer in einem Gymnasium, Mutter Pranė und die zwei Kinder Dalia, 14, und Juozas, 17, haben in ihrer Wohnung in Kaunas kaum Zeit, das Nötigste zu packen.

Dalia wird von einem Soldaten geweckt. Sie erinnert sich: „In der Nacht des 14. Juni wurde ich von einem Milizionär geweckt. Einem Litauer. Er befahl mir, mich so wie ich war zu den Eltern zu begeben. Im Schlafzimmer der Eltern sah ich meine Mutter, kreidebleich im Gesicht, und einen auf den Vater gerichteten Revolver. Ein Tschekist aus Smolensk las laut vor: ‚... lebenslänglich in die entlegenen Gebiete Sibiriens ...‘ Als ich in mein Zimmer zurückkehrte, um mich anzuziehen, lag meine Armbanduhr nicht mehr da.“

Der Vater wird am Bahnhof von der Familie getrennt. Dalia sieht ihn nie wieder. Im Herbst 1943 stirbt er in einem Arbeitslager im Nordural bei Sverdlovsk. In seinem letzten, auf Birkenrinde geschriebenen Brief steht: „Ich sterbe vor Hunger.“

Über das Ausmaß der Deportationen schreibt Dalia Grinkevičiūtė später: „Am 14. Juni 1941 begannen um drei Uhr nachts auf Befehl aus Moskau gleichzeitig in allen drei baltischen Staaten Massenverhaftungen und Deportationen nach Sibirien ... Überfüllte Züge rollten einer nach dem anderen Richtung Osten. Viele der Insassen kamen nie zurück. In den Zügen saßen Lehrer, Universitätsprofessoren, Juristen, Journalisten, Angehörige litauischer Offiziere, Diplomaten, Beamte, Bauern, Agronomen, Industrielle. Ununterbrochen fuhren Lastwagen zu den Bahnhöfen. Dort wurden die Männer und die Familienväter in se-

parate Güterzüge gesperrt. Die Tschekisten behaupteten, dass dies nur vorübergehend sei, nur für die Zeit der Fahrt. In Wirklichkeit war das Schicksal dieser Menschen längst besiegelt. Sie sollten die Arbeitslager in Krasnojarsk und im Nordural auffüllen, zwecks Liquidierung. Die Unschuldigen stiegen in die Waggonen, ohne zu wissen, dass sie bereits zum Tode Verurteilte waren, dass sie jetzt zum letzten Mal ihre Kinder, Frauen und Eltern umarmen sollten.“

Die lange Fahrt beginnt für Dalia, ihre Mutter und ihren Bruder, wie für viele andere, in einem überfüllten Viehwaggon. Im westsibirischen Altaigebiet verspürt sie zum ersten Mal die Verletzung ihrer Würde: „Wir - die Waggonen Nr. 19 und Nr. 20 (insgesamt 50 Menschen) - fahren zum Sveklosowchos. Schon im Zug wunderte ich mich, dass sie uns mit Nummern aufriefen. Das merkwürdige Gefühl kam wieder, als ein Tschekist rief: ‚Nummer 17!‘. Ich . . . Nummer 17? Nach einigen Momenten kam ich wieder zu mir und mein Gesicht färbte sich rot vor Wut. Ich spürte, mein Herz schlug schneller und schneller. Nummer 17 aus dem Waggon Nr. 19. Das bin also ich! Gut, dass Papa das nicht hört. Ich fühlte mich, als ob mir Ketten angelegt wurden. Der Blick, den der Tschekist mir zuwarf, wirkte grausamer als ein Schlag. Das war der Blick eines Sklavenhändlers, prüfend, wie viele Muskeln ich habe, ob aus mir etwas rauszuholen ist. Zum ersten Mal spürte ich, dass ich nur ein Gegenstand bin. Ich stand vor ihm und spürte einen ungeheuren Hass und das Protestgefühl eines Sklaven.“

Ein Jahr lang bleibt Dalia Grinkevičiūtė im Altaigebiet und arbeitet. Im Sommer 1942 geht es in den Norden Jakutiens. Die Reise dauert drei Monate, das Reiseziel liegt 800 Kilometer nördlich des Polarkreises. Die Deportierten kommen mit einem Dampfer an der Mündung der Lena an. Vor ihren Augen liegen das Eismeer und eine unbewohnte Insel. Es ist Ende August, in der Arktis bedeutet es den Anbruch des Winters. „Nichts zu sehen. Keine Menschenspur, kein Haus, keine Jurte, kein Baum, kein Busch, kein Gras - nur Tundra mit dem ewigen Frostboden, der von einer dünnen Moosschicht bedeckt ist. Und ein von einer Arktisexpedition zurückgelassenes Holzstück mit der Inschrift, dass die Insel Trofimovsk heißt.“

Die Deportierten laden Bretter und Ziegel aus, der Dampfer verschwindet schnell, weil der Winter vor der Tür steht. Die 400 neuen Inselbewohner sind Frauen, Kinder und alte Menschen aus Litauen. Bald kommen ein paar hundert Finnen dazu. In größter Eile werden mit blo-

ßen Händen aus Ziegeln, Brettern und Moos Baracken gebaut. Wenn es stürmt, dringt Schnee durch das Dach. In der Kälte friert ihr Haar an der Wand fest. Jeder Person wird ein Liegeplatz von 50 Zentimeter Breite zugeteilt.

Im November beginnt die Polarnacht. Erste Menschen sterben vor Hunger, Kälte und an Erkrankungen wie Skorbut und Durchfall. Auch Dalias Mutter erkrankt: „Ihr Gesicht ist geschwollen. Sie wiegt nicht mehr als 30 Kilogramm und sieht aus wie ein Mädchen. Ihre Rippen stechen heraus, die Beine sind dürr - nur Knochen und Haut. Ich sehe sie an und denke, ich würde es wohl schaffen, sie auf meinen eigenen Händen herauszutragen. Sie glüht wie ein Ofen. Fieber. Sie sieht nichts mehr, weil ihre Augen jetzt geschwollen sind. Juozas und ich schauen sie an und eine tiefe dunkle Angst ergreift uns beide. Wir umarmen uns und weinen . . . Mein Bruder und ich verstehen jetzt, was passiert ist: Unsere Mutter hat freiwillig den Hungertod gewählt, sie hat ihre Brot ration unbemerkt an uns verteilt, und wir, hungrige Tiere, erfroren und ausgelaugt von schwerer Arbeit, verschlungen alles, ohne gefragt zu haben: „Mutter, hast du auch schon gegessen?“

Eindringlich beschreibt Dalia Grinkevičiūtė die lange Polarnacht des ersten Winters: „Still, wie in einem schweren Traum, vergeht die Nacht im grausigen Grab Trofimovsk. Immer weniger Menschen kommen aus den Baracken. Entsetzliches Schweigen herrscht. Tod und Krankheit toben in den eisigen Katakomben. Keine Gespräche sind zu hören, auch über das Essen schon länger nicht. Das Ende naht. In dieser Eishöhle bin ich mit Wesen zusammen, die früher mal Menschen waren. Die früher mal lachten, flirteten, zu Besuch gingen, Besuch empfangen, sich Gedanken machten, wo der Sommerurlaub am besten zu verbringen sei“ ... „Hier gibt es nur drei Kategorien: Leichen, Sterbende und Kranke, die vielleicht noch zu retten sind. Wir, die überleben werden, können später Zeugnis für kommende Generationen ablegen.“

Dalia Grinkevičiūtė, ihre Mutter und ihr Bruder überleben den ersten Winter wie durch ein Wunder. Das unerträglich schwere Leben macht sie reifer: „Ich sitze und verstehe, dass alles, was künstlich und aufgesetzt ist, alles, was als leere Höflichkeitshülle oder als bürgerlicher Verhaltenskodex fungiert, jetzt von uns abfällt wie fremde Kleider. Im Kampf um das Leben und im Angesicht des Todes wird jeder so, wie er wirklich ist.“

Dalia blickt scharf mit den Augen einer Jugendlichen und registriert die ständige Erniedrigung und die unwürdige Behandlung im Alltag. Mit bitterer Ironie beschreibt sie eine makabre Aktion zur Leichenbeseitigung, als sich offizieller Besuch in Trofimovsk angemeldet hat: „Die Leichen verschwinden zu lassen ist leichter, als Holzstämme zu schleppen. Sie fliegen pfeifend in die Grube. Es schimmern Arme, Beine und magere Körper. Hungrige Polarfüchse haben Beine und Arme abgenagt, manchen Gesichtern fehlen die Nasen. Die Kosaken schmeißen die Leichen nicht einzeln in die Grube - der Platz würde nicht ausreichen. Sie sind gefroren und stehen voneinander ab und werden nun also zusammengeschnürt. Eine Taille einer nackten Leiche an der anderen. Es fehlt nicht an zynischen Bemerkungen.“ Sie gibt sich dennoch nicht auf.

Täglich geht Dalia zur unerträglich schweren Erwachsenenarbeit und schleppt Holzbalken. Doch trotz Müdigkeit, Kälte, Hunger und Tod lässt sie keine Gelegenheit aus, um ihren Wissenshunger zu stillen: „Licht in unserer Baracke! Auf jeder Seite von Frau Atkočaitienės Leiche steht eine Kerze. Eine ganze Kerze. Ich nutze die Gelegenheit und studiere im Kerzenlicht die Geschichte des Mittelalters.“ Es ist kaum begreiflich, dass diese jede Menschlichkeit zersetzende Umgebung das junge Mädchen nicht zerstört. Sie beißt sich vor Hunger auf die Lippen, kaut Schnee und ... bewundert die Natur: „Und der Himmel - grandios! In allen Farben tanzt das erhabene Nordlicht. Alles erscheint hier erhaben: die grenzenlose Tundra, grausam und weit wie der Ozean, die Mündung der Lena, von riesigen Eisbrocken überfüllt, die Klippen vor der Insel Stolby, zweihundert Meter hoch. Wie kläglich und lächerlich klein erscheinen wir im Angesicht der majestätischen Arktis.“

Die letzte Erinnerung an die Verbannung ist die an eine Musiksendung im Radio: „Plötzlich hören wir bezaubernde Musik. Schwanensee. Nein, es ist kein Traum. Das ist Musik ... Musik ... Musik ... Unser Leben, unsere Kindheit, unser Haus, die Eltern, das Gymnasium - alles ist wieder da ... Wir standen auf, rannten in die stille Tundra hinaus und warfen uns in den Schnee. Die Tränen flossen und flossen, der Hals war wie zugeschnürt, uns fehlte die Luft. Wer weiß, wie lange wir in der Umarmung der eisigen Tundra lagen. Unsere Körper zitterten vor lautlosem Weinen. Unsere gestohlene Jugend weinte über die gestohlene Heimat.“

Nur weniger als die Hälfte der an die Mündung der Lena Deportierten überlebte die Verbannung. 1947 wurde einigen erlaubt, nach Kusur und Jakutsk an der Lena umzusiedeln. Dalia Grinkevičiūtė darf in Jakutsk

studieren, die Mutter darf den Ort der Verbannung nicht verlassen. Die Tochter versucht dennoch, gemeinsam mit der Mutter auszureisen: „Als der Dampfer kam, schmuggelte ich sie heimlich auf das Schiff und versteckte sie. Die Stunden des Wartens erschienen mir sehr lang. Endlich legten wir ab.“ Unterwegs wird die Mutter aufgespürt. Dalia landet in der Kohlengrube in Kangalas: „Im Schacht hatten wir keine Technik. Wir arbeiteten wie vor 150 Jahren - mit Hacke und Karre. Keine Wagen, keine ordentlichen Stützen. In den dunklen Labyrinthen des Schachts schoben wir unsere mit Kohle beladenen Karren über ein schmales Holzbrett.“ Als der Betrieb eingestellt wird, darf Dalia Grinkevičiūtė nach Jakutsk zurückkehren. Ihre Mutter bemüht sich immer wieder um die Erlaubnis, ihren Verbannungsort zu verlassen. Vergebens.

Im Februar 1949 besteigen beide Frauen in Jakutsk das Flugzeug, um den innigsten Wunsch der Mutter zu erfüllen: in Litauen zu sterben. Dalia spricht fließend Russisch und fällt nicht auf. Damals reiste man ohne Personalausweis und die Flugtickets waren nicht personengebunden. Das Schwierigste war, das Geld für die Reise zu bekommen. Eine Frau half. Dalia Grinkevičiūtė und ihre Mutter schlugen sich bis nach Kaunas durch. Sie besitzen keine Papiere, dürfen nirgendwo offiziell wohnen und arbeiten. Wie andere flüchtige Verbannte finden sie Unterschlupf bei Verwandten und Freunden. Die Frauen müssen ihr Versteck häufig wechseln, um nicht aufgespürt zu werden.

Zu dieser Zeit zeichnet Dalia Grinkevičiūtė zum ersten Mal ihre Erinnerungen auf. Aus Furcht vergräbt sie die Aufzeichnungen in einem Weckglas. Am 5. Mai 1950 stirbt die Mutter. Ihre letzten Worte sind: „Warum haben sie uns damals nicht alle vor der Waggontür erschossen?“ Dalia Grinkevičiūtė beerdigt ihre Mutter im engen Kellerraum ihres Elternhauses: „Mit Meißel und Axt breche ich in den Betonboden ein. Als Papa das Haus baute, dachte er nicht daran, wie schwer sich hier ein Grabplatz für Mama einrichten lässt. Damit keiner etwas merkt, ist meine Beleuchtung nur eine Kerze. Ich arbeite nach Kräften, aber es geht nur schleppend voran. Endlich ist die Betonschicht durchbrochen. Weiter geht es durch den Lehm. Am Ende des zweiten Tages bin ich fertig. Vor mir liegt eine Grube. Morgen ist der erste Sonntag im Mai - Muttertag. Das ist also mein letztes Geschenk an Dich, Mama ...“.

Im Oktober 1950 wird Dalia Grinkevičiūtė verhaftet und gemäß Artikel 82 des Strafgesetzbuches der Litauischen SSR wegen Flucht aus der

Verbannung angeklagt. Den Untersuchungsrichter interessiert am meisten, wo das Versteck der Mutter ist, wer Unterschlupf gewährt und materielle Hilfe geleistet hat. „Keine dieser Fragen konnte ich beantworten, ohne die Menschen, die uns geholfen haben, zu verraten. Deswegen habe ich sofort entgegnet: Die Wahrheit sagen kann ich nicht, lügen möchte ich nicht.“ Die Untersuchung führt zu nichts.

Eines Tages bekommt Dalia gegen fünf Uhr abends den Befehl, sich anzuziehen und aus der Gefängniszelle zu treten. Durch lange Korridore und Treppenhäuser wird sie von der Wache zum Hof und aus dem Gefängnistor geführt. Draußen wartet ein eleganter und gutaussehender Mann auf sie. Er begrüßt sie höflich, lächelt freundlich und bittet sie, ihm zu folgen. Auf der Straße eilen die Menschen von der Arbeit nach Hause. Die beiden mischen sich unter die Leute. „Schön und unbeschreiblich nah erschien mir an diesem Herbstabend meine Heimatstadt Kaunas. Wir streiften langsam durch die Straßen und schwiegen. Im Garten des Kriegsmuseums setzten wir uns auf eine Bank. Mir ist, als ob ich alles nur träumte. Wer hat mir diesen letzten wunderbaren Spaziergang durch meine Stadt geschenkt?“. Sie kehren zum Gefängnis zurück. Der Begleiter fragt Dalia, ob sie sich nicht wünsche, legal in Kaunas zu wohnen und zu studieren. In den nächsten Tagen könne sie aus dem Gefängnis entlassen sein. Zurück nach Jakutien müsse sie auch nicht. Nur ein kleiner Dienst sei erforderlich - eine kleine Hilfestellung für die Staatssicherheit. „Alles klar. Jetzt wusste ich, wer mein freundlicher Begleiter war.“

Dalia Grinkevičiūtė lehnt eine Zusammenarbeit mit der Staatssicherheit ab und wird zu drei Jahren Lagerhaft verurteilt, danach soll sie in Jakutien bleiben. Über Gefängnisse in Vilnius und Moskau kommt sie ins Lager Unzlag an der Bahnstation Suchobezvodnaja im Gebiet Gorkij. „Es schien, als ob Stalin hier Verstand, Ehre und Gewissen des Landes eingesperrt hat. Hier saßen Wissenschaftler, Konstrukteure, Ingenieure, Kino- und Theaterschauspieler, Universitätsprofessoren, Studenten, Ärzte und andere.“ 1953 wird Dalia Grinkeviciute nach Jakutsk verlegt.

Im Sommer 1954, ein Jahr nach Stalins Tod, wird sie aus dem Gefängnis entlassen und beginnt in Omsk Medizin zu studieren. 1956 darf sie nach Litauen zurückkehren. Das „Tauwetter“ der Chruschtschow-Ära hatte eingesetzt. 1960 schließt sie ihr Medizinstudium in Kaunas mit summa cum laude ab. Sie will arbeiten, sich nützlich machen. Obwohl

sie als gute Studentin in der Stadt bleiben kann, wählt sie ein Dorfkrankenhaus als Arbeitsstätte: „In den Sechzigern herrschte in der litauischen Provinz ein großer Mangel an Ärzten. Die Arbeitsbedingungen eines Provinzarztes und eines Stadtarztes unterschieden sich gewaltig. Ein Provinzarzt hatte ein Krankenhaus mit 15 oder 25 Betten zu leiten und die medizinische Versorgung der umliegenden Dörfer zu sichern. Das übliche Verkehrsmittel blieb das Pferd, im Sommer also die Kutsche und im Winter der Schlitten. Vielleicht fand sich deswegen unter den 146 Absolventen meines Jahrgangs bei der Arbeitsvermittlung kein einziger Freiwilliger für den Dienst in der Provinz, obwohl zehn von ihnen Mitglied der Kommunistischen Partei und eine ganze Schar Mitglied der kommunistischen Jugendorganisation waren.“

Grinkevičiūtė bekommt eine Stelle in der Gemeinde Laukuva im Rajon Šilalė. Schrittweise werden unter ihrer Leitung das Krankenhaus und die Ambulanz renoviert und um eine Küche und eine Wäscherei erweitert. Die Sorgen bei der Beschaffung von Baumaterial und medizinischer Ausrüstung empfindet sie als angenehm. „Ich war überzeugt: Solange ich meine Arbeit mache, werde ich keine Auseinandersetzungen mit der Sowjetmacht erleben. Ich wollte diese Auseinandersetzungen nicht und versuchte sie zu vermeiden. Bald wurde mir aber klar, dass es längst nicht so war, wie ich dachte. Im sowjetischen Alltag landet man später oder früher in Situationen, in denen man wählen muss. Handelt man so, wie es das Gewissen des Arztes einem gebietet, oder so, wie die Machthaber von einem verlangen?“

Dalia Grinkevičiūtė wird immer wieder mit „Aufträgen von oben“ konfrontiert, die sie nicht befolgt. Ein Beispiel: Eine Patientin bittet um eine Bescheinigung, dass sie schwere körperliche Arbeit verrichten darf. Die Ärztin ist erstaunt. Die Patientin erzählt, dass sie gerade aus der Haft im Fernen Osten zurückgekehrt sei, wo sie mehrere Jahre wegen der Mitarbeit in einer studentischen Untergrundorganisation verbringen musste. Jetzt habe sie sich bemüht, Arbeit zu finden - wegen ihrer schlechten Gesundheit in der Verwaltung, einer Näherei oder Stickerei. Sobald sich herausstellte, wer sie war und woher sie kam, verwandelten sich frühere Zusagen in Absagen. Am Ende bekam sie eher einen Befehl als einen Vorschlag - Ziegel im Kolchos zu schleppen. Nun saß sie vor der Ärztin und bat um diese merkwürdige Bescheinigung. „Vor mir saß eine bleiche Frau, die ihre besten zwölf Jahre in den Lagern verbracht und ihre Gesundheit dort verloren hatte. Auf welche Seite sollte ich

mich stellen? Ich konnte doch nicht mithelfen, diese unglückliche Frau physisch und moralisch noch mehr zu zersetzen? Und wie staunte sie, als ich ihr eine gegensätzliche Bescheinigung ausstellte, dass sie wegen ihres schlechten Gesundheitszustands keine schwere körperliche Arbeit verrichten darf.“

Die Rückkehrer aus Sibirien sind Menschen zweiter Klasse: rechtlos, unerwünscht und benachteiligt. In der Sowjetunion haben sie nur eine einzige Möglichkeit, mit ihrer Geschichte zu leben: Schweigen und bedingungslose Verdrängung. Dalia Grinkevičiūtė wagt dennoch, ihre Mutter zu exhumieren. Zwölf Jahre ruhte die Leiche schon im Keller. Dalia Grinkevičiūtė will sie nun auf einem Friedhof beerdigen.

Im Februar 1962 geht sie zum KGB in Kaunas. Früher wagte sie diesen Schritt nicht, weil sie Schwierigkeiten beim Studium fürchtete: „Ich sagte, ich sei gekommen, um mitzuteilen, was sie schon seit langem wissen wollten. Meine Gesprächspartner bekamen einen hoffnungsvollen Gesichtsausdruck. Sie hofften bestimmt, dass ich ihnen nützliche Informationen liefere. Ich erzählte ihnen, unter welchen Umständen meine Mutter starb. Verwies darauf, wo und wann sie beerdigt wurde, und bat um die Genehmigung, sie auf einen Friedhof zu versetzen. Das Lächeln verschwand aus den Gesichtern. Es herrschte ein bedrücktes Schweigen.“

Die Exhumierung findet am 13. Februar in Begleitung von Staatsanwaltschaft und einer Gruppe von Studenten der Gerichtsmedizin statt. „Es war ein klarer Wintertag. Als wir den Friedhof erreichten, wurde es plötzlich stockdunkel und ein Schneesturm fegte über uns hinweg. Als wir den Sarg in die Grube einließen, war kaum etwas zu sehen. Es schien, als ob die erbosten Trofimowsker Schneestürme ihrem Flüchtling bis hierher gefolgt wären. Als die Grube zugeschüttet war, legte sich der Sturm, und die Sonne kam wieder hervor. Wir haben sie in Kaunas am steilen Ufer der Neris beerdigt, an einem sehr schönen Platz.“

Nach dem Begräbnis bekommt Dalia Grinkevičiūtė eine öffentliche Rüge, weil sie am 13. Februar dem Arbeitsplatz ferngeblieben sei. „Die Partei gab mir zu verstehen, dass ich mich nicht an die Vergangenheit erinnern und über sie reden darf, wenn ich weiter in Litauen leben und arbeiten will. Meine Eltern soll ich aus der Erinnerung streichen, als ob es sie niemals gegeben hätte.“ Eine Hetzkampagne beginnt. Beim Parteikomitee geht eine Beschwerde gegen die Ärztin ein. Man wirft ihr

unter anderem vor, dass sie es abgelehnt habe, einen Vortrag zum Thema zu halten „Das Wohl des Volkes ist das oberste Ziel der Partei“. Ihre Begründung: Die Parteimitglieder seien eher auf eigenen Wohlstand und ihre Privilegien bedacht als auf das Wohl des Volkes. Ein anderer Vorwurf lautet, sie habe behauptet, es gebe eine Zwei-Klassen-Medizin: eine für das gemeine Volk und eine für die Nomenklatura.

Ein ungleicher Kampf beginnt. Am Ende verliert Dalia Grinkevičiūtė ihre Arbeit im Dorfkrankenhaus in Laukuva und sieht sich öffentlichen Angriffen ausgesetzt. Trotz allem behält sie ihre Freunde, und es bleibt ihr die Anerkennung der Patienten, die sie nun zu Hause aufsuchen und um Hilfe bitten. Wie in Sibirien gibt sie sich selbst Halt: „Ich sagte mir nur: Halte durch! Halte mit deinen letzten Kräften durch! Liefere dich nicht deiner Hoffnungslosigkeit aus, sammle deine restlichen geistigen Kräfte. Sie wollen doch nur dein seelisches Gleichgewicht zerstören. Deren größter Wunsch ist doch, dich am Boden zu sehen, total zersetzt und gehorsam, mit der Unterwürfigkeit einer Sklavin . . . Du brauchst dich nicht zu schämen. Man sollte sich nur schämen, wenn man ein Werkzeug geworden ist, um andere zu unterdrücken.“

Bis zuletzt hält Dalia Grinkevičiūtė sich aufrecht, mit dem Stolz eines freien Menschen in einer unfreien Umgebung. Sie ist ohne Arbeit, ohne staatliche Rente und lebt im Haus der Freundin, weil ihr die staatliche Rente weggenommen wurde. Als sie eines Tages bei der Miliz eine schriftliche Erklärung wegen ihres unsolidarischen Verhaltens der Gesellschaft gegenüber abgeben muss, erklärt sie dem Vorsitzenden des Exekutivkomitees des Rajons Šilalė, warum sie nicht arbeitet. „Einen Menschen Schmarotzer und Parasiten zu nennen, der 29 Jahre gearbeitet hat - zum Teil sogar im hohen Norden, was offiziell als doppelte Arbeitszeit gerechnet wird -, ist eine Beleidigung. Ich fühle mich weder der Gesellschaft noch dem Staat gegenüber schuldig. Wenn wir schon über Schuld sprechen: Sie sind schuldig, weil sie mir alles weggenommen haben: meinen Vater, meine Mutter, meine schönsten Lebensjahre, die ich in Gefängnissen und Verbannung verbracht habe, meine Gesundheit und viele Arbeitsjahre. Was soll ich Ihnen noch geben?“

Am 12. September 1977 verfasst sie ein Schreiben an das Zentralkomitee der Kommunistischen Partei der Sowjetunion und bittet um eine Ausreiseerlaubnis. „Ich bin kein Mensch, den man grundlos beschuldigen und schubsen kann, wenn man nur will. Ich kann nicht länger dort leben, wo für die Bewertung meiner Arbeit das Hauptargument die

KGB-Akte ist. " Dalia Grinkevičiūtė erinnert sich, wie glücklich sie war, als sie 1951 im Untersuchungsgefängnis in Kaunas durch die Gitter ein kleines Stückchen des litauischen Himmels erblickte. „Damals konnte ich mir kaum vorstellen, dass ich einmal eigenständig um die Erlaubnis bitten würde, Litauen zu verlassen ...“ Der Wunsch wird ihr verwehrt. Dalia Grinkeviciute stirbt am 25. Dezember 1987 in Kaunas an Krebs.

Im Haus ihrer inzwischen verstorbenen Freundin Aldona Šulskytė, dort, wo Dalia Grinkevičiūtė die letzten zwanzig Jahre ihres Lebens verbracht hatte, ist mittlerweile ein kleines privates Museum entstanden. Dessen Zukunft ist ungewiss, nicht aber die der Erinnerungen der Dalia Grinkevičiūtė.

1991 tauchten ihre in einem Weckglas konservierten Jugenderinnerungen nach 41 Jahren unterirdischer Unterkunft in einem Blumenbeet wieder auf. Sie wurden restauriert und 1997 vom Verlag des Schriftstellerverbandes in Litauen (Lietuvos rašytojų sąjungos leidykla) als Buch herausgegeben. Heute gehören sie zum Kanon der litauischen Literatur.

Text aus: F.A.Z., 18.03.2009, Nr. 65 / Seite 7

Der schriftliche Nachlass von Dalia Grinkevičiūtė

Aus Platzgründen habe ich in dem Artikel von 2009 die Geschichte über das verschollene Manuskript kurzgehalten. Heute möchte ich darüber ausführlicher berichten. Dieses Manuskript verdient einige Zeilen extra, denn es ist eine Geschichte, die unter die Haut geht. Als Dalia Grinkevičiūtė spürte, dass sie vom KGB observiert wird, vergrub sie im Jahr 1950 insgesamt 229 lose mit Bleistift und Tinte beschriebene Blätter in einem Weckglas im Garten in Kaunas. Diese Blätter sind in den Jahren 1949 bis 1950 niedergeschrieben worden, als Dalia sich mit ihrer Mutter illegal in Litauen aufhielt. Nach der zweiten Verbannung von 1950-1956 kehrte Dalia Grinkevičiūtė 1956 legal nach Litauen zurück. Sie suchte mehrmals vergeblich nach den Blättern im Garten. Die Jugenderinnerungen blieben verschollen. Deswegen gab es in den Siebzigern einen erneuten Versuch, die Erinnerungen an die Verbannung festzuhalten. Aus der Erde geholt wurde das Originalmanuskript von 1950 durch einen Zufall am 29. April 1991 von Nijolė Vaboliienė, die in der Perkūno Allee 60 wohnte und eine Pfingstrose umpflanzen wollte. Es wirkte beinahe wie ein Wunder. Die Blätter waren nach vier Jahrzehnten unter der Erde fast unbeschädigt erhalten geblieben und konnten entzif-

fert werden. Diese Blätter haben den Charakter der unbeugsamen Autorin übernommen und trotzig die Unabhängigkeit Litauens unter der Erde abgewartet. Wäre der Fund einige Jahre früher gewesen, wer weiß, ob das Manuskript uns erreicht hätte? Nach der Restaurierung kamen die Blätter in das litauische Nationalmuseum in Vilnius und werden dort unter passenden Bedingungen aufbewahrt. 1997 erschien im Verlag des litauischen Schriftstellerverbandes die Gesamtausgabe der Schriftstücke von Dalia Grinkevičiūtė unter dem Titel „Litauer an der Laptewsee“ (Lietuviai prie Laptevų jūros). Dort finden wir das Originalmanuskript aus dem Weckglas von 1950, spätere Erinnerungen, verfasst nach 1974, und Aufzeichnungen aus den Berufsjahren als Ärztin in Laukuva. Aber wie unterscheiden sich diese verschiedenen Teile in ihrer Form?

Das erste Manuskript von 1950 ist literarisch, poetisch. Die Sätze werden kurzgehalten, sind lakonisch. Die Zeitebenen wechseln rasch ohne Vorwarnung – mal befinden wir uns im Jetzt, „in der Verbannung“, mal in den Kindheitsjahren in Kaunas. Die Erzählweise in Präsens und in der ersten Person erzeugt das Gefühl, dass der Leser selbst an den Geschehnissen in der Verbannung teilnimmt. Durch die Wiederholungen, besonders bei Naturschilderungen, atmet der Text mit einem gewissen Rhythmus und erzeugt damit eine eigene Musikalität. Auch die Entstehungszeit ist bemerkenswert – in den 50ern Jahren, direkt nach der Verbannung. Damals traute sich kaum einer in der Sowjetunion, über die Verbannung zu berichten. Es war verboten und gefährlich, daher sind die Zeugnisse aus dieser Zeit sehr rar.

Da die Erinnerungen aus dem Weckglas als verschollen galten, fing Dalia Grinkevičiūtė nach 1974 an, das Erlebte und Gesehene erneut aufzuschreiben. Diesmal wurde es ein kompakter Bericht mit einem anderen Stil – dokumentarisch, nüchtern, sachlich, exakt – und das Manuskript nicht der Erde anvertraut, sondern den Menschen. Es wurde geheimgehalten, vielfältigt und verbreitet auf den Wegen der Untergrundbewegung, des sogenannten Samisdats (aus dem Russischen übersetzt: der Selbstverlegung). Viele mutige Menschen haben sich an diesem Kreislauf beteiligt. Diese späteren Erinnerungen gelangten durch die Dissidenten-Netzwerke nach Moskau, wurden 1979 in der Zeitschrift „Pamjat“ publiziert und erschienen 1978 mit dem Titel „Frozes Inferno“ in den USA. Erst 1988 konnten sie auf Litauisch in „Pergalė“ erscheinen. Die Wirkung war groß: Die unverhohlene Wahrheit des Textes traf viele wie ein Blitz. Diese Erinnerungen wurden durch den

Schriftsteller Kazys Saja „Litauer an der Laptewsee“ (Lietuviai prie Laptevų jūros) genannt, da Dalia Grinkevičiūtė ihnen selbst keinen Titel gegeben hatte.

1980 entstand ein letzter Teil, er heißt „Im Heimatland“. Es ist der Bericht über die Zeit als Ärztin und Leiterin des Dorfkrankenhauses in Laukuva, Protokolle über die Ungerechtigkeiten und Willkür der Machtinhaber in der sowjetischen Provinz.

1997 sind alle drei Teile, zusammen mit einigen kurzen Novellen, in einer Gesamtausgabe bei dem Verlag des litauischen Schriftstellerverbandes erschienen. Die litauische Literaturkritikerin Prof. Viktorija Daujotytė hat in ihrem litauischen Vorwort zum Buch die Autorin treffend charakterisiert: „Dalia Grinkevičiūtė blieb immer die Gleiche – als Sehende und Sagende. Immer solidarisch mit ihren Schicksalsgefährten, immer treu für Wahrheit, Ehrlichkeit und Würde.“

Die Entstehungsgeschichte der deutschen Ausgabe

2013 kam ich auf der Leipziger Buchmesse mit dem Direktor des Verlages Matthes&Seitz ins Gespräch. Ich beobachtete schon länger, wie professionell dieser Verlag den russischen Schriftsteller Warlam Schalamow, der viele Jahre in den Lagern im hohen Norden verbrachte, auf Deutsch verlegte. Nach dem Gespräch stand es fest – Dalia Grinkevičiūtė wird bei diesem Verlag 2014 erscheinen. Wir entschieden, uns auf die authentischen Erinnerungen aus dem Weckglas von 1950 zu konzentrieren. Der Traum wurde im März 2014 zur Leipziger Buchmesse wahr. Dieses Buch wurde ein Erfolg! Es gibt bereits drei Auflagen, am 11. Oktober 2016 erscheint ein Taschenbuch beim btb Verlag zur Frankfurter Buchmesse, das bereits online bestellbar ist.

Was trägt zum Erfolg des Buches bei?

Wir sind zwei Herausgeberinnen: Dr. Anna Husemann und ich. Mit dem Verlag Matthes&Seitz wollten wir dem Leser ein visuell attraktives, modernes Buch anbieten. Der litauische Buchdesigner Tomas Mrazauskas gestaltete das Buch und hatte gute Ideen. Die Fotos sind so zusammengestellt, dass sie eine eigene Geschichte vom Verlust der geborgenen, schönen Kindheit erzählen. Auch im Text wird das grausame, unfreundliche, ausbeuterische „Jetzt“ der unbedarften Kindheit in Kaunas gegenübergestellt. Die Farbenwahl wirkt nicht zufällig gewählt. Der Buchumschlag von außen ist in himmelblau (wie im Titel des Bu-

ches), die Innenseite ist braun wie die Erde, in der die Blätter 41 Jahre steckten.

Mit dem Verleger haben wir lange überlegt, wie wir das Buch nennen sollen. Mehrere Varianten wurden ausgedacht und wieder verworfen, bis ich eines Tages auf ein Zitat aus dem Buch kam: „Aber der Himmel – grandios“. Schon wieder ein Kontrast! Dort beschrieb Dalia Grinkevičiūtė, wie elendig und erbärmlich sie leben, ja, beinahe krepieren, und wie doch wunderbar, erhaben, ja, sogar majestätisch die Natur in der Arktis ist. Der litauische Originaltitel „Litauer an der Laptewsee“ erinnerte meine deutschen Kollegen eher an die Expeditionen in die Arktis im 19. Jahrhundert.

Nach dem Erscheinen des Buches gab es für die Verbreitung und Aufmerksamkeit zahlreiche Rezensionen (unter anderem in F.A.Z., spiegel online, Neue Zürcher Zeitung, Tagesspiegel) und viele Lesungen mit anspruchsvoller musikalischer Begleitung.

Aber der wichtigste Grund für den Erfolg des Buches ist natürlich die Qualität des Textes selbst! Die Zeitlosigkeit und die Universalität der Erzählung. Der litauische Exilpoet, Essayist und Literaturkritiker Alfonsas Nyka-Niliūnas schreibt in seinen „Fragmenten des Tagebuches“ (hrsg. in Chicago 1999) über die Bedeutung der Sprache in einer Erzählung: „Die authentische Sprache ist genial; sie lässt wie in echten Volksliedern keine Lüge zu; mit anderen Worten, diese Sprache ist unser Blut und Körper, sie ist unsere Seele.“ Es war genau dieser authentische Sprachklang, der mich zu dem Buch von Dalia Grinkevičiūtė hingezogen hatte. Die Lügenfreiheit ihrer Erzählung. Zur Zeitlosigkeit kommentierte Prof. Dr. Klaus Manger (Institut für Germanistische Literaturwissenschaft der Friedrich-Schiller-Universität Jena) bei einer Literaturkonferenz in Vilnius sinngemäß: Paul Celan hat, nach allem, was geschehen war, sich unter dem finsternen Himmeln des 20. Jahrhunderts herausgefordert gesehen, eine neue Poetik zu entwickeln. Demnach gibt es zwei Möglichkeiten, auf das Ungeheure, das einem die Sprache verschlägt, zu reagieren: zu verstummen oder „Gegenworte“ zu liefern. Die Gegenworte gerne im radikalen Duktus „aktualisierter Sprache“, also immer jetzt: „Gegenwart und Präsens, dass es einem die Sprache verschlägt.“ Prof. Dr. Manger hat diese beide Reaktionen – Verstummen und Gegenworte – in dem Buch von Dalia Grinkevičiūtė bei einer Lesung in Vilnius herausgehört. Besonders in der Vernehmungsszene. Damit Sie einen eigenen Eindruck von dem Text gewinnen können

schließe ich meine Vorstellung von Dalia Grinkevičiūtė und ihrem Schaffen ab. Lassen Sie den Text auf sich wirken.

Vernehmungsszene:

Der Prozess aus dem Buch „Aber der Himmel – grandios“

Ich sitze auf einer Anklagebank, nebenan weitere fünf Angeklagte. Wir werden des Diebstahls der Bretter aus dem Lagerhaus bezichtigt. Uns gegenüber, am Tisch, mit rotem Stoff bedeckt, auf dem fünf Kerzen brennen, sitzt ein Richter – ein achtzehnjähriger Jakute. Gewöhnlich ist er für die Revisionen zuständig, heute aber hat die Partei ihm eine Richterrolle versehen. Er sitzt da von zwei Sekretärinnen eingerahmt, die jedes Wort aufschreiben. Eine ist Lehrerin für Zeichnen, die Komsomolzin Novikova aus Leningrad, die andere – die Komsomolzin Mironova. Die zweite bekommt gelegentlich tagsüber oder nachts Besuch - von einigen Vorgesetzten. Der Gerichtssaal ist in einer leeren Nachbarsbaracke eingerichtet, am Tage ist hier eine Näherei. Zwei rote Öfen strahlen Wärme aus. In meinem Kopf – Chaos. Vor den Augen schimmern nicht zusammenhängende Bilder, Gesichter. Ich will schlafen. Meine Augenlider fallen herunter. Wie durch einen Traum höre ich die Stimme von Riekus:

„Nein, das ist nicht wahr, Genosse Richter, ich habe an jenem Tag keine Bretter gestohlen, ich habe an jenem Tag nur einen Sarg gefertigt und danach habe ich das Restholz einfach mitgenommen.“

Warum verteidigt er sich? Warum lügt er, der Dummkopf, ist das nicht egal, wo man stirbt – im Gefängnis oder im gewaltigen Todeskombinat – auf der Insel Trofimowsk. Mein Kopf kippt nach unten, auf die Brust. Der Schlaf hat mich besiegt, die Baracke hier ist voll von Zuschauern, alles rauscht, summt und dröhnt rundherum.

„Das ist nicht wahr, Richter, ich habe keine Balken nach Hause geschleppt. Ich hatte einen Balken in der Hand, aber als ich Sventicki traf, und er mich rief, habe ich den Balken sofort aus der Hand fallen lassen - gar nichts habe ich nach Hause gebracht.“

Ich schlage meine Augen auf und sehe vor mir einen grauhaarigen Finnen, einen etwa siebzigjährigen Greis mit müden Hundeaugen, die tief in den Augenhöhlen sitzen. Mit seinem Gesicht wäre er für einen Maler, der den Hunger malt, ein geeignetes Modell. Der Greis wurde hierher deportiert direkt nach der Leningrader Blockade. Dort hat er eine Brotration von 125 Gramm erhalten, Brot durchmischt mit Spreu

und Lehm. Hier, in der Todesfabrik Trofimovsk, bekommt er 600 Gramm Brot. Nur hier warten auf ihn noch Kälte, Skorbut, Typhus, Läuse und die Polarnacht. Er ist also der Verbrecher. Er hat den Staat beklaut, weil er in seine Baracke für den Ofen etwas Holz mitgebracht hat, damit sein Gesicht auftaut und die Augen, damit seine Kleidung trocknet, die wie eine Eisrüstung gefroren absteht.

Vor ihm auf der Zeugenbank sitzt der Pole Sventicki, mit einer satten Mine, mit einem Doppelkinn. Seine Augen schwimmen lächelnd im Fett. Er sieht, dass das Staatseigentum gestohlen wird und schwindet, aber er will nicht sehen, dass vor jeder Baracke wie Holzhaufen Leichenstapel liegen. Er will nicht wahrhaben, dass wir das Holz klauen, um uns länger am Leben zu halten. Nein! Dieses Biest, er sieht das, aber er will ein ergebener Knecht bleiben und durch unsere Leichen an der eigenen Karriere basteln. Ich bekomme Lust, aufzustehen und sein Gesicht mit meinen Nägeln zu zerkratzen.

„Ich stimme dem Urteil nicht zu. Nichts habe ich genommen. Wir haben den Balken am Fluss gefunden, vereist, als wir das Holz mit unserer Brigade aufsammelten. Ich habe es dann nach Hause gebracht. Die Brigade kann dies bestätigen.“

Sie lügen, Markevičienė lügt, die Brigade lügt, die ganze Sowjetunion hat gelogen und wird in aller Ewigkeit lügen, viele haben gestohlen, stehlen und werden für immer stehlen. Alle vier aus der Brigade beteuern ihre Unschuld. Hinter meinem Rücken höre ich das zustimmende Rauschen der Menge. Bald bin ich an der Reihe.

Als ich vor einer Woche aus der Schule zurückkehrte, fand ich meine Mutter in der Baracke bereits sehr schwach vor. Sie hatte alle um Wasser gebeten, aber es gab keinen Tropfen mehr. In der Dunkelheit tastete ich nach dem Eimer und fand auf seinem Grund einige Eisstücke, die sich aus dem gestern getauten Schnee gebildet hatten. Fast niemand in der Baracke konnte aufstehen. Žukienė entzündete einen Holzspan und sagte zu mir:

„Dalia, mach den Ofen an, hol Bretter, damit wir für deine Mutter Wasser auftauen können. Du kannst dich dann selbst wärmen, und ich möchte Suppe kochen – heute hat noch keiner geheizt, die Kranken sind ohne Wasser geblieben. Verstehst du, es gibt keinen anderen, der das machen könnte. Krikštaniė steht schon seit einigen Stunden in der Schlange nach Brot an.“

Ich kroch aus der Baracke. Draußen herrschte Stille, vollkommene Stille, es war merkwürdig, kein Schneetreiben, kein Wind, nur Kälte, alles ringsherum war mit Eis bedeckt – die Mündung des Flusses, die Tundra überall und wir – in unseren Baracken. Am Himmel das Nordlicht ... Es war hell, das war schlecht, das erschwerte meinen Gang. Ich schlich zum Lagerhaus, kroch durch den Zaun und schnappte mir drei dicke, schöne Bretter. Der Schnee knirschte. Der Wächter oder die Wächterin hatte meine Schritte gehört und näherte sich, eingehüllt in einen Pelzmantel aus Hundefell. Ich schmiss die Bretter hin und fiel nieder, drückte mich mit meinem ganzen Körper an die Tundra, steckte

das Gesicht in den Schnee. Ich hob den Kopf. Der lange Pelzmantel entfernte sich. Kurz zeigte ich den Mittelfinger in seine Richtung und schob die Bretter durch den Zaun. Einen Augenblick – schon war ich auf der anderen Seite und kroch, die Bretter hinterherschleifend, ein Ende unter meinen Arm geklemmt. Minuten waren wie Stunden. Schneller, schneller! Da war schon der Eingang des roten Backsteinhauses – das Schmuckstück unserer Baracken. Keine Kraft mehr, in meinem Kopf drehte es sich, ich war hungrig wie ein Tier. Ich lutschte und biss auf meine Lippen, steckte Schnee in den Mund, kaute ihn, mein Hunger wurde nicht kleiner.

Aber der Himmel – grandios. In allen Farben tanzte das erhabene Nordlicht. Alles ist hier erhaben: die grenzenlose Tundra, grausam und weit wie der Ozean, die Mündung der Lena, voller riesiger Eisbrocken, die Klippen vor der Insel Stolby, zweihundert Meter aufragend, und das Nordlicht, nur wir, hungrige Hunde, befallen von Läusen, verrecken in unseren eisigen, stinkenden, vollgesch... Baracken und sind jämmerlich und lächerlich klein im Angesicht der majestätischen Arktis.

„Angeklagte Genossin, stehen Sie auf!“

Ich stehe auf. Der Richter streift mit forschendem Blick meine fürchterlichen mit Säcken umwickelten Beine, die wattierte, zerlumpte Hose, die Steppjacke, aus einem Arbeitskittel gemacht, die dicken Zöpfe und richtet seine schmalen stechenden Augen direkt auf die meinen. Plötzlich wird es still im Saal. Auf der Seitenbank erblicke ich den Schuldirektor Guljajew, den Betriebsdirektor Mawrin und den Lebensmittelkönig Trawkin. Sie flüstern miteinander. Ich fühle mich seltsam ruhig. Ich schaue dem Richter direkt in die Augen. Das dauert etwa eine halbe Minute.

„Wie alt sind Sie?“

„Fünfzehn.“

Das Anklageprotokoll wird verlesen. Lange wird gelesen. Die Kerzen brennen auf dem roten Tisch, die Schatten tanzen auf den roten Backsteinwänden umher. Die Wände sind sogar eisfrei. Sie lesen, lesen, lesen. Die Beine zittern, als hätte man Pfundgewichte daran gehängt. Sie sollen mir bloß bald erlauben, mich wieder hinzusetzen. Die Mutter ist vielleicht schon gestorben. Mein Bruder Juozas muss bald auch vor Gericht. Damals im Herbst, als wir die Konservendosen ausgeladen haben, fing er plötzlich an, die Konserven in seinen Mund zu stopfen, direkt vor den Augen der Vorgesetzten. Er leidet sehr unter dem ständigen Hunger, es fällt ihm viel schwerer als mir. Gestern ist er aufgestanden und wollte auf den Fersen zum Ofen gelangen, weil seine Zehen abgefroren sind, aber dann schlug er der Länge nach hin und verlor das Bewusstsein. Im Dunkeln schimmerte sein schönes Gesicht, sein dürrer Körper war völlig kraftlos und leicht. Die Mutter ist gestorben, auch Juozas wird sterben, er hat schon einen blutigen Durchfall bekommen, und ein solcher Dünnschiss ist ein direkter Weg in die Leichenstapel. Plötzlich tritt vor meinen Augen das Gesicht meiner Mutter hervor, so wie ich es aus der Kindheit kenne. Schön, zärtlich, große Augen, die Haarlocken fallen auf die Stirn. Sie lächelt mich an. „Mutter, Mutti, es gibt dich nicht mehr, vielleicht erkaltest du in diesem Augenblick, und ich kann dir nicht einmal die Augen zudrücken. Juozas wird bestimmt aus Ohnmacht weinen, wenn er spürt, dass du schon kalt an seiner Seite liegst, so klein und spillerig wie ein Kind. Warum bloß hast du dich unseretwegen zum Tode gequält? Damit wir uns länger am Hunger martern, weiter langsam krepieren müssen oder damit wir im Gefängnis verhöhnt werden, in das wir morgen etappenweise getrieben werden? Du bist nicht mehr da, und mir ist völlig egal, was morgen kommen wird.“ Jemand sagt mir etwas. Durch meinen Kopf schießt ein Gedanke: Wie gut wäre es, wenn jemand jetzt, in diesem Augenblick, den Revolver ziehen und mich erledigen würde. Mein Körper ist entkräftet, und die verbliebenen geistigen Kräfte richten sich nur auf eins – auf ein Verlangen nach einem schnellen Tod. Macht mal. Schneller, schneller.

„Ich frage Sie etwas, und Sie sind verpflichtet, mir eine Antwort zu geben“, erreicht mich eine Stimme, deren Wörter ich nach und nach verstehe.

„Sind Sie mit der Anklageschrift einverstanden? Sind die Anklagepunkte in ihren Augen begründet?“

„Ja.“

Pause.

„Verstehen Sie gut Russisch?“

„Ja.“

„Gestehen Sie Ihre Schuld?“

„Ja.“

Der Richter schaute verwirrt auf mich. Lärm im Saal: „Dumme Göre! Kind, verteidige dich!“

„Angeklagte! Antworten Sie bitte klar und deutlich. Gestehen Sie, dass Sie die Bretter aus dem Warenlager gestohlen haben?“

„Ja.“

Stille.

„Haben Sie die Bretter zerhackt?“

„Ja.“

„Wer hat sie geschickt?“

Žukienė schließt die Augen und erblasst.

„Keiner.“

„Sind Sie von selbst gegangen?“

„Von selbst.“

„Warum haben Sie gestohlen?“

„Damit ich sie verbrennen kann.“

„Wussten Sie, dass es Staatseigentum ist?“

„Ich wusste es.“

„War Ihnen bekannt, dass man dafür nach dem Strafgesetzbuch verurteilt wird?“

„Ja, es war mir bekannt.“

„Ist es Ihnen bewusst, was Sie gerade aussagen?“

„Ja.“

„Wo arbeiten Sie?“

„Ich fahre Baustämme aus.“

„Ich hörte, Sie gehen zur Schule.“

„Ja, ich lerne auch.“

„Wievielte Klasse?“

„Siebte.“

„Schämen Sie sich nicht als Schülerin auf dieser Anklagebank sitzen zu müssen?“

Es wird still. Die Frage wird wiederholt. Im Saal herrscht absolute Stille. Am Ende der Baracke vernehme ich ein leises Schluchzen – jemand hat Mitleid mit mir.

Ich spüre, wie alle ihre neugierigen Blicke in mich hinein gebohrt haben, sie beobachten mich aufmerksam. Ob ich mich schäme? Mich schämen? Dafür, dass ich der sterbenden Mutter Wasser gereicht habe? Ihr schaut mich an, ihr, die satten Mawrins, Sventickis und Trawkins, ihr möchtet in meinen Augen Reue sehen? Mich schämen? Ihr sollt euch schämen, ihr Mörder, aber nicht ich! Ich vernehme die gleiche Frage noch einmal.

„Nein, ich schäme mich überhaupt nicht.“

„Setzen Sie sich.“

Ich falle. Rundherum höre ich die Menschenstimmen. Balamutas flüstert mir ins Ohr: „Hat dich der Verstand verlassen, Mädels, was hast du gemacht?“ Žukienė antwortet auf irgendwelche Fragen. Ich schnappe auf: „Nein, das hat sie zum ersten Mal getan, früher hat es so was niemals gegeben.“

Ha ha ha, zum ersten Mal, Sventicki. Wenn du alle von mir gestohlenen Bretter zusammentragen würdest, könntest du alle Dächer von Trofimovsk decken. Du, Esel, verstehst du etwa nicht, dass das hier die Tundra ist, dass es hier keine Wälder, keine Pflanzen gibt, und das Feuer ist dem Menschen unentbehrlich, ja, sogar dem frühen Cro-Magnon-Menschen war es unverzichtbar. Was bleibt uns dann zu tun? Die Baumstämme holen, die zehn Kilometer entfernt, ausgespült durch den Fluss am Ufer liegen? Wer soll die denn schleppen? Die Leichen etwa, die unter den Pritschen liegen? Die Durchfallkranken, die alles unter sich machen, oder vielleicht Jasinskienė, die mit ihren von Skorbut zusammengekrampften Beinen vor Schmerzen laut schreit?

Das Gericht verlässt den Saal für eine Beratungsstunde. Die Beratung dauert lange. Schlafmangel, Müdigkeit und Schwäche überwältigen mich, ich sehne mich nur nach einem – meinen Kopf irgendwo anzulehnen und zu schlafen. Ein heftiger Schlag von der Seite rüttelt mich wach.

„Steh auf, zum Teufel!“

Riekus, Kobra und noch ein Litauer haben, wenn ich mich richtig entsinne, jeder zwei Jahre bekommen. Ich wurde als Minderjährige freigesprochen, weil ich meine Schuld nicht geleugnet hatte, und ich vermute, dass Lehrerin Novikowa ein gutes Wort für mich eingelegt hatte. Gnade. Kaum zu glauben. Was für ein Glück. (...)

Mit den Händen grabe ich mich bis zur Eingangstür der Baracke durch, ich krieche hinein und eile zu den Pritschen. Stille. Entsetzliche Angst erfasst mich. Ich traue mich nicht, die Lumpen beiseite zu schieben. Ich zögere noch einen Augenblick lang, dann klettere ich auf die Pritsche und befreie das Gesicht von Lumpen. Sie atmet, sie atmet, sie a-a-a-t-m-e-t. Ich beuge mich zu ihr herunter und küsse ihr entstelltes Gesicht, ich schmiege mich an sie an, erneut packt mich der Lebenswille, das Blut in meinen Adern pulsiert wieder kräftiger. „Mama, du wirst gesund, ich glaube daran, Mama, sie haben mich freigesprochen, Mama, die Liebe besiegt den Tod, wir werden überleben, hörst du, wir werden leben, wir, wir werden vielleicht... sogar... zurückkehren. Mama! Verzeih uns, dass wir nicht auf dich aufgepasst haben, deinen langsamen Selbstmord zugelassen haben.“ Sie liegt bewusstlos, aber ich weiß, ich glaube fest daran, sie wird wieder gesund, ich glaube es, obwohl es keiner mehr glaubt und der Leichenschlitten bereits gekommen war, sie abzuholen. Sie atmet, atmet, atmet. Sie wird weiter atmen. (...)

Ich kann mich gut an meinen Geburtstag 1940 erinnern. Es waren nur vier Freundinnen da. Meine Mutter hatte meinen Geburtstagstisch vorbereitet. Es fehlte an nichts – weder an Torten noch an Süßigkeiten. Meine Freundinnen waren schüchtern und trauten sich nicht richtig, und wenn meine Mutter ihnen ab und zu etwas anbot, antworteten sie nur:

„Nein, danke schön, ich möchte nicht. Danke.“

Kaum hatte meine Mutter das Zimmer verlassen, lag in der Schale nur noch das Bonbonpapier ohne Inhalt, die Torten wurden im Sekundentakt kleiner. Als meine Mutter ins Zimmer zurückkehrte, war der Tisch halb leergefegt, die Gesichter sahnig, die Lippen voller Schokolade. Als die Gäste nach Hause gegangen waren und ich allein, kam Papa zu mir ins Zimmer. Er gab mir einen Kuss, umarmte mich und so standen wir eine Weile vor dem offenen Fenster. Ich erinnere mich, wie er sagte:

„Das Leben, Dalia, besteht nicht nur aus angenehmen Dingen. Das Leben ist ein Kampf. Bereite dich auf diesen Kampf vor, damit du nicht vom ersten Sturm umgeworfen wirst. Und eines möchte ich dir ans Herz legen, mein Mädchen – verkaufe nie dein Gewissen.“

Ich schaute zu ihm hoch, die letzten Sonnenstrahlen fielen auf sein Gesicht, seine Augen wurden feucht, seine Lippen zitterten ein wenig. Die ganze Welt duftete in diesem Augenblick nach Blüten und liebte uns. „Nein, das Leben ist schön, nicht schwer, und es wird wie ein schöner Traum weitergehen“, dachte ich damals. Ich glaubte, es würde für immer so bleiben...

Nachwort

Und nochmals zurück zur Frage: Was macht den Erfolg eines Buches aus? Reicht es nicht aus, wenn es einen einzigen Leser gibt, der das Buch von Anfang bis zum Ende gelesen hat und davon berührt bleibt? Ich lasse es offen und möchte mit einem Gedicht von Ulrich Grasnack schließen, das von diesem Buch inspiriert wurde. Denn solange ein Text uns inspiriert, so lange bleibt er lebendig.

Informationen zum Buch

Hardcover Dalia Grinkevičiūtė „Aber der Himmel – grandios“, Mattes&Seitz Berlin, 19,90 Euro

e-book Dalia Grinkevičiūtė „Aber der Himmel – grandios“, Mattes&Seitz Berlin, 16,99 Euro

Taschenbuch Dalia Grinkevičiūtė „Aber der Himmel – grandios“, btb, erscheint am 11.10.2016, 9,99 Euro (online bereits bestellbar)

Ulrich Grasnick

Gedenken an Dalia Grinkevičiūtė

I
Neuschnee deiner Kindheit

Laufe, barfuß hinaus,
empfinde den Winter
ganz ohne Bedrohung,
spüre die Wärme
deiner Füße.

Dieser Morgen
verjüngt vom Schnee.
Flocken
in deinem Gesicht,
mehr eine Ahnung
als eine Berührung
auf deiner Haut.

Flocken,
unzählige
Augenaufschläge.
Schnee, weich
und nachgiebig,
weiße
unbeschwerte Musik
deiner Seele.

Schnee richtet
keine Wand auf,
er bindet die Äcker
in eine einzige
Nahtlosigkeit.